

19.1.1941.

Rüdiger Opelt

Bruno und Günter Kahowez

Im Schatten des Kriegers

Vater und Sohn, im Kampf, im Tod und im Leben

Zur Psychopathologie der Kinder gefallener Nationalsozialisten



**Rüdiger Opelt
Günter und Bruno
Kahowez**

**Im Schatten des
Kriegers**

**Vater und Sohn, im Kampf, im Tod und
im Leben**

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	3
1. Der Slawenkreuzzug	5
2. Die Glaubenskriege	8
3. Die Vernichtung des Feindes	14
4. Der Verlust der Würde	25
5. Das geplante Desaster	27
6. Der frühe Erfolg	31
7. Die fanatische Überzeugung	35
8. Verbrannte Erde	37
9. Die Angst vor dem Untergang	42
10. Krankheit	45
11. Verluste	48
12. Rückzug	61
13. Der innere Gegner	72
14. Heimweh	80
15. Komm, süßer Tod	83
16. Die Geister der Gefallenen	97

Einleitung

Günter Kahowez ist Kriegswaise. Er kannte seinen Vater kaum. Dieser starb, als Günter drei Jahre alt war. Auf dessen wenigen Urlauben von der Front konnte nicht mehr entstehen als eine schemenhafte Erinnerung.

Günter Kahowez wächst mit dem Bewusstsein auf, dass sein Vater als Held in Russland gefallen ist. Alles, was ihm vom Vater blieb, ist dessen Geige, auf der dieser mit Leidenschaft gemeinsam mit Helmut Eder, Oberösterreichs bestem Komponisten, musizierte. Günter eifert dem Ideal des Vaters nach, geht bei Helmut Eder in die Lehre, wird Komponist und Professor an der Musikhochschule in Wien.

Mit 52 Jahren entdeckt er das vergessene Tagebuch, das sein Vater auf dem Feldzug in Polen und Russland schrieb. Plötzlich sieht er die Bilder, die sein Vater dort fotografierte, mit anderen Augen. Danach ist nichts mehr, wie es war.

Günter Kahowez entdeckt, dass das verschollene Tagebuch, ohne dass dies jemand ahnte, das Drehbuch seines Lebens schrieb. In seinen Lebenskrisen spiegeln sich die Enttäuschung, die Angst und das Grauen des Krieges wieder. Um dem verlorenen Vater nahe zu sein, musste er die Bilder nacherleben, die Panik wiederholen. Mehr noch: Sein Drehbuch existiert in zwei Versionen: Eine wurde vom Propagandaministerium geschrieben, die andere vom Leben selbst. Das Auf und Ab, die Höhen und Tiefen erscheinen nun in einem anderen Licht. Der Schatten des Kriegers wird der Schlüssel zum Verstehen des Lebens.

Grundlage dieses Buches sind die Tagebucheintragungen, die Bruno Kahowez in den Jahren 1940 bis 1943 an der Front schrieb. Man kann es als Erfolgsbericht eines kriegsbegeisterten, fanatischen Soldaten lesen, der seinen Lebenssinn in der Vernichtung des Feindes sah und sein Tagebuch wohl als Ruhmesbericht für die glorreiche Zeit nach dem Sieg gedacht hatte.

Man kann auch zwischen den Zeilen eine Geschichte von Grauen, Panik und Entsetzen erkennen, die Bruno wohl ausblendete und als notwendiges, aber zu verleugnendes Übel betrachtete. Das Erspüren dieses Grauenvollen überließ er seinem Sohn Günter Kahowez, der in seinem Nachwort eindrucksvoll beschreibt, welchen Schaden der Fanatismus des Vaters in der Seele des Sohnes angerichtet hat.

In den einzelnen Kapiteln stelle ich den Taten des Vaters das Erleben des Sohnes gegenüber und zeige die erstaunliche Tatsache auf, dass es in beider Leben gemeinsame seelische Muster gibt, die nach der Chronologie des Russlandsfeldzuges ablaufen. Diese Muster finden sich auf den drei Ebenen der Erzählung wieder: In der Welt des Krieges, der Welt der Musik und der Welt der Psychologie. Die drei Sprachebenen der Erzähler wurden bewusst als Kontrast gegenübergestellt, um die verschiedenen Sichtweisen nicht zu verwischen. Sie erscheinen trotzdem auf der Metaebene der Erlebnismuster untrennbar miteinander verbunden.

Die Geschichte von Günter und Bruno Kahowez ist ein beredtes Beispiel dafür, wie Gefühle und Erfahrungen vom Vater auf den Sohn übertragen werden. Sie veranschaulicht die psychologische Theorie der Symptomübernahme oder der Generationenverschiebung, die ich in meinem Buch „Die Kinder des Tantalus“ dargelegt habe. Darüber hinaus ist jetzt, 60 Jahre nach Kriegsende, die Zeit reif für die Auseinandersetzung mit der Tätergeneration des 2. Weltkriegs. Auch wenn wir, die Söhne, 60 Jahre lang versucht haben, die Schuld unserer Väter wegzuerklären und zu verharmlosen, so erleben wir doch in unseren Ängsten das Leid, welches die Täter verdrängten. Die Erkenntnis, dass wir seelisch immer noch das ausbaden, was die Kriegergeneration angerichtet hat, mag uns dabei helfen, der Wahrheit ins Auge zu schauen. Wenn wir spüren, dass die Kinder der Täter ebenso wie die Kinder der Opfer durch Gewalt vergiftet sind, werden wir offen dafür, eine Welt aus Hass und Leid durch Versöhnung zu heilen.

Rüdiger Opelt, im Februar 2007

1. Der Slawenkreuzzug

Tagebuch Bruno Kahowez 18.5.1941

„Paris- Warschau. Zwei verschiedene Welten. Hier das Zentrum der “ grand nation “, dort der Sammelpunkt aller fragwürdigen slawisch- ostischen Elemente.

Beide Städte Weltzentren, Spiegelbilder ihrer Länder.

Paris: ich war nur zweimal dort während meines siebenmonatigen Aufenthaltes in Frankreich. Die übrige Zeit in Nordfrankreich, in St. Quentin und dann 2 ½ Monate am Kanal zum Küstenschutz, am Cap Criz- Nez. Von da aus sah ich oft Englands Südküste, Dover mit der Themsemündung. Trotz der entscheidenden Schlachten in diesem Gebiet sind nur wenige Kriegsspuren vorhanden.

Und dann kam der entscheidende Tag, da unsere Kompanie das kleine Örtchen Homblieres bei St. Quentin verließ. In welcher Richtung sollte die Fahrt gehen? Wir wussten es nicht, ahnten es wohl.

Über nordfranzösische und belgische Städte nach Aachen- rheinabwärts- quer durch das Reich- Magdeburg- Breslau- Gouvernementsgrenze- Tschenstochau. Bis hierher wussten wir von keinem Endziel.

In Tschenstochau Geheimbefehl: Endziel Warschau West. Wir waren angenehm enttäuscht. Ich hatte noch zu gut die elenden galizischen Dörfer in Erinnerung. Nach 3 Tagen und 4 Nächten Bahnfahrt endlich am Ziel. Warschau: auch eine Millionenstadt. Wir liegen in einem Vorort in Wlochy. Unsere Quartiere in modernen Villen – unweit die Forts von Warschau, die momentan durch unsere Übungen sehr beansprucht werden.

Sehr deutlich zeigt die Stadt noch Kriegsspuren. Große weite

Plätze im Stadtzentrum, auf denen einstmalig Häuser standen. 1 ½ Jahre steht nun die Stadt unter deutscher Verwaltung. Trotzdem- polnisches Chaos. Preistreiberei, Disziplinlosigkeit, Diebstahl, Trunkenheit- auf der anderen Seite überfüllte Kirchen. Vor Lebensmittelgeschäften und Kircheneingängen steht die Bevölkerung Schlange.

Da und dort kauert mitten in der Stadt in einer Ecke ein altes Mütterchen, nahe am Verhungern. Starr und reglos liegen abends auf dem Gehsteig Volltrunkene, Wodka rausch. Überall enorme Preise. Ein Kilogramm Brot 6 – 10 RM. Im Vergleich zu Frankreich ist für uns Soldaten das Leben hier 10mal teurer. Auf der anderen Seite pulsiert Großstadtleben. Theater- Kinos- rauschende Varietes.

Ein besonderes Merkmal ist das Judenviertel. Von außen vollkommen abgetrennt. Schlagbäume sperren die Straßen. Große Aufschriften: “ Seuchensperrgebiet – nur Durchfahrt gestattet “. Bei einer Durchfahrt grüßen die Juden, sie haben Grußpflicht. Deutschen Soldaten ist eine Grußerwiderung verboten.

Das waren Streiflichter durch zwei Weltstädte. Überall aber steht der deutsche Soldat erhaben und stolz. Die Welt gehört uns, wir sind das Herrenvolk. So warten wir der kommenden Dinge.“

Wie konnte es dazu kommen, dass ein nach Auskunft seiner Freunde kluger und besonnener Mann, ein Lehrer und Musiker, voller Verachtung von slawischen Untermenschen spricht und der Herrenmenschen-Ideologie des Faschismus auf den Leim geht? Wie kann ein junger Mensch dieser Zeit glauben, dass er im Recht ist, wenn der Osten eingedeutscht werden soll, weil der slawische ebenso wie der jüdische Mensch minderwertig sei? Wie kann ein denkender Mensch nicht erkennen, welche Gründe für das Elend der Armen in Warschau ausschlaggebend waren?

Dies umso mehr, als Brunos Ahnen wohl zu einem erheblichen

Teil Slawen waren. Brunos Großvater war aus Tschechien an den Attersee nach Oberösterreich gekommen, der Name Kahowez, ursprünglich Kahowec, ist ein slawischer.

Liegt es vielleicht daran, dass, wie Joachim Fest und andere Faschismusforscher erkannt haben, der Faschismus vor allem auf die Außenseiter und Schwachen der Gesellschaft die größte Faszination ausübte, da er ihnen die Aufnahme in den germanischen Olymp des echten Deutschtums versprach? Gerade jene Teile der Bevölkerung, die sich erst vor kurzem als Deutsche assimiliert hatten und sich ihrer Zugehörigkeit zur und Wertschätzung durch die Mehrheit nicht sicher waren, konnten diese Unsicherheit durch den Geltungsdrang und die übersteigerte Überheblichkeit, die dem Faschismus innewohnt, kompensieren. Bruno ist also in guter Gesellschaft tausender Nationalsozialisten, wenn er sein Slawentum verdrängt, ja zum Feind erklärt und diesen abgespaltenen Teil seiner Herkunft auszuradieren versucht.

Wie konnte aber ein gebildeter Österreicher, der an der Lehrerbildungsanstalt in Linz Geschichte und Kultur kennen und lieben gelernt hatte, sehenden Auges daran glauben, dass die slawische Kultur etwas Minderwertiges sei? Hatte er, der so gern Geige spielte, nie die Musik von Tschaikowsky oder Rimski-Korsakow gehört?

Aber war nicht der Glaube an die Überlegenheit der Deutschen ein wesentlicher Bestandteil seines Unterrichts gewesen? Was sollte er in Geschichte auch anderes lernen, wenn dort die Slawenkreuzzüge als Segen für den Osten unterrichtet wurden, durch welche die deutsche Kultur zu den Barbaren gebracht wurde?

Sehen wir den Tatsachen ins Auge: Seit dem gefeierten Heiligen Karl dem Großen war es guter Brauch in Deutschland gewesen, über die slawischen Nachbarn herzufallen und sie mit Frauen und Kindern allesamt abzuschlachten. Die Grenzmarken im Gebiet der späteren Deutschen Demokratischen Republik entstanden durch ein beispielloses Gemetzel, welches die fränkischen Truppen unter den Völkern der Abodriten, der Wenden und Sorben anrichteten.

Das taten die Franken zwar auch mit den Sachsen, bis diese sich nach grausamen Jahrzehnten endlich unterwarfen. Nach kurzer Zeit machten die Sachsen aber aus der Not eine Tugend und fielen nun ihrerseits über die Slawen her. In den so genannten Slawenkreuzzügen kolonialisierten die Sachsenherzöge den „deutschen Osten“. Dies bedeutete aber, dass die Völker der Elbslawen ebenso ausgerottet wurden wie die baltischen Preußen (dort wurde diese Christenpflicht vom Mönchsorden der Deutschritter erledigt). In die von Menschen entleerten Gebiete rückten dann sächsische Bauern nach. Sie taufte das Gebiet, welches sie den Sorben gestohlen hatten, in „Sachsen“ um. Sachsen heißt es noch heute, und die Leute wundern sich, dass mitten im deutschen Sprachgebiet noch ein paar sorbische Dörfer überlebt haben, ein deutsches Indianerreservat sozusagen.

Wenn also Brunos Lehrer den Genozid der Eindeutschung des Ostens als Segen für die Menschheit darstellten, was sollte dann daran falsch sein, diesen Segen auch den Polen und Russen zukommen zu lassen? Hatten nicht deutsche Handwerker unter Peter dem Großen den Aufstieg der Russischen Großmacht organisiert? Waren es nicht deutschstämmige Zaren gewesen, die Russland zum anerkannten Partner der europäischen Mächte hatten werden lassen?

Für Bruno war es klar: Die Deutschen brachten die Zivilisation nach Osteuropa. Daher folgte die deutsche Wehrmacht einem ausgetretenen Pfad. Und die Leugnung der Gewalt war ein gemeinsames Gut aller Armeen der Welt. Die Opfer des Krieges konnte man daher einem deutschen Leutnant nicht zum Vorwurf machen. Kollateralschäden gehörten dazu.

Oder wie Bruno es ausdrückte: Einzelschicksale.

2. Die Glaubenskriege

Tagebuch Bruno Kahowez

27.5.1941

„Heute beginnt unser Vormarsch gegen Osten. Es geht gegen

Brest Litowsk. Der Abmarschtag unterscheidet sich von anderen Abmarschtagen. Überall herrscht Ruhe. Unsere Männer haben kaum Notiz genommen, für sie ist es selbstverständlich, dass nun die angenehmen Zeiten von Warschau vorbei sind. Sollte nun die endlose Zeit des Wartens vorbei sein? Sollte nun auch für uns die Stunde kommen, da man uns zu Entscheidung ruft? Hoffentlich!

30.5.1941

Drei Vormarschtag- und Nächte sind nun schon wieder vorbei. Die erste Nacht ging es quer durch Warschau im ziemlich anstrengenden Marsch. Im ganzen 30 km. Auf der Haupt-Strasse nach Brest Litowsk marschieren wie am zweiten Tag wieder im Nachtmarsch 35 km. Es ging durch Minsk. In der dritten Nacht bei heftigen Gewitterregen 20 km. Heute ist nun Ruhetag. Die Landser schlafen in Scheunen, das Wetter ist im Gegensatz zu den ersten Marschtagen etwas kühl. Alles sieht nun gespannt den kommenden Ereignissen entgegen. Der Marsch durch das Land zwischen Weichsel und Bug ist schön. Weit und breit ausgedehnte Getreidefelder, dann wieder Kieferwälder oder Sanddünen. Der Marsch auf Seitenwegen bedeutet besonders für Pferde mit Fahrzeugen große Schwierigkeiten. Schiebekommandos treten dann in Aktion. Man braucht sie gar nicht einteilen, die Leute wissen von selbst, was zu tun ist. Zwei Feldzüge lehrten sie das Kriegshandwerk.

3.6.1941

Weitere drei Nachtmärsche sind vorüber. Wir sind im vorläufigen Unterkunftsraum angelangt. In sieben Tagen sind wir von Warschau nach hier 200 km marschiert. Endlos wälzten sich auf der Vormarschstrasse die Kolonnen, überholend wirbelten fast ununterbrochen Kraftfahrzeuge den Staub auf. Die Nächte waren kühl, morgens um $\frac{1}{2}$ 4 Uhr kamen wir meist nach 35 bis 40 km Marsch am Rastplatz an. Unterkunft in Scheunen oder Waldlager. Tagsüber herrschte dann Nachtruhe. Unser Marschweg führte

uns durch die Städte Seidlce, Miedzyrsee, Biala Podlaska bis 10 km vor den Bug, vor der Stadt Teresopol. Ein großer Aufmarsch vollzieht sich diesseits des Grenzflusses Bug. Jedes Haus, jedes Waldstück ist bis zum letzten Platz ausgefüllt und belegt, immer noch marschieren und rollen neue Truppen heran. Jenseits des Bug sind die russischen Soldaten. Wie werden wir ihnen begegnen? Friedlich oder kriegerisch? Fest steht vorläufig nur die eine Tatsache, dass die deutschen Armeen an des Reiches Ostgrenze aufmarschieren.

In dem hochstämmigen, großen Kieferwald westlich von Teresopol liegt unser ganzes Regiment nebst vielen anderen Einheiten. Waldlager. In einem Machmittag haben wir es uns gemütlich gemacht, wie wenn wir Wochen hierbleiben wollten. Zelte sind aufgeschlagen, ich beute sie mit meinem Zuge in Kreisform. In der Mitte lodert das Lagerfeuer, Holz gibt es ja genug. Schnell bauten meine Leute Tische und Bänke und jetzt abends sitzt alles wohlbehaglich am Feuer. Nur einen Feind haben wir, einen ganz großen, der uns viel zu schaffen macht. Es sind die Stechmücken. Eine verheerende Plage sind sie. Wir wissen uns ihrer kaum zu erwehren. Vermummt, wie die Beduinen, kommen unsere Leute daher. So sind wir also in der letzten Phase unseres Vormarsches angelangt. Die politische Entwicklung liegt noch sehr unklar vor uns. Für uns sind aber nur die Tatsachen maßgebend. Und ein Aufmarsch unserer Armeen bedeutet immer Bereitstellung, also kann es nur Angriffe geben. Freilich, die zwei Möglichkeiten stehen offen: Friedlich oder kriegerisch.

10.6.1941

Nun liegen wir schon eine Woche im Waldquartier. Immer wohnlicher wird es und wir sind schon ganz zuhause hier. Da und dort steht schon ein fertiges Blockhaus. Tag zu Tag werden die Unterkünfte verbessert, die Notwendigkeit ruft viele Erfindungen

hervor. Die große politische Lage ist nach wie vor ganz ungeklärt. Jenseits und diesseits der Grenze vollzieht sich der Aufmarsch ziemlich offen.

18.6.1941

Nun scheint die große Entscheidung schon getroffen zu sein. Seit 2 Tagen ist mir der Angriffsplan auf die Zitadelle von Brest Litowsk bekannt. Ein ganz groß angelegtes Unternehmen, das alle bisherigen Kämpfe unseres Bataillons in den Schatten stellen wird. Heute war ich vorne am Bug und erkundete die Stellung für meinen Zug.

Es ist ein eigenartiges Gefühl, so an der Grenze unmittelbar zu sein. Scheinbar tiefster Frieden. Drüben die russischen Soldaten, die ihre Postendienste versehen, herüber unsere Männer. Ich kroch bis an den Wasserrand des Grenzflusses vor und beobachtete das gegenüberliegende Ufer. Wie wird die Lage sein, am Tag des Angriffes?

Das Gelände ich für meinen Zug ganz günstig, nur sehr sumpfig. So warten wir eben der kommenden Dinge und verbringen die wenigen Tage noch in unserem Waldlager. Die Stunde des Angriffes aber bringt ein Aufatmen mit sich.

Eben sind von der 1. und 2. Kompanie zwei Stosstrupps mit Stärke je 40 Mann abmarschiert. Sie bleiben schon vorne am Bug. Lachenden Gesichts und singend sind sie vorübergezogen, jeder sich der großen Aufgabe bewusst.

29.6.1941

Das waren die Tage von Brest Litowsk. Nie werden wir sie vergessen. Die stärkste russische Festung an der Ostfront ist gefallen, ist bezwungen von unserer Division. Tief und ehrfurchtsvoll neigen wir uns vor unseren Toten, vor unseren Besten. Die Reihen sind gelichtet.

Am Freitag, den 20. Juni brachen wir unser Waldlager ab und marschierten bis hart an die Grenze nach Teresopol. Was hatte da jeder Einzelne für Gedanken? In uns Führern lief noch mal der ganze Angriffsplan im Geiste ab. Es war doch alles bis in das Kleinste festgelegt. Noch ahnten wir nicht, dass uns die Festung eine Woche Kampf kostet. Sie sollte ja im Handstreich genommen werden.

Und dann kam der letzte Tag, der 21. Juni, vor dem Angriff. Im Geiste sehen wir abstrakte Gebilde, den B- Tag und die X- Zeit. Alles war uns bekannt, wie wir die Festung nehmen sollten, nur der Tag, kurz der B-Tag und die Zeit waren uns nicht bekannt. Am Abend des 21. wirbelten Befehle von Dienststelle zu Dienststelle, von außen weit erkennbar " Geheime Kommandosache ". Überall stand dasselbe darinnen: " Am B- Tag um X- Uhr beginnt die schweren Artillerie zu schießen, treten unsere Stosstrupps an, übersetzen die Sturmtrupps. " Wir Infanteristen, die Sturmsoldaten auf die Festung, kehrten noch einmal in uns ein, betrachteten sinnend die Kameraden und dann traten wir an.

Die Entscheidung war gefallen:
22. Juni 1941

B- Tag –

X- Zeit –

3.15 Uhr

Langsam und leise schoben wir uns in die Bereitstellungsräume. Wir wussten, dass sich in den letzten Minuten noch ein Riesenaufmarsch vollzieht, dass die Kriegsmaschine zum Anrollen beginnt. Unser Bataillon und das III/135 lagen nun sprungbereit am Bugufer, unsere Augen durchdrangen die Dunkelheit gegen den Feind. Neben und hinter uns bezogen unsere Kameraden die Stellung, die Artillerie, die Nebelwerfer, die Granatwerfer. Unter ihrem Feuerschutz sollten wir übersetzen und angreifen. Allein in unserem Bataillonsabschnitt waren eingesetzt: 26 schwere Maschinengewehre, 18 schwere Granatwerfer, und schwere Artillerie bis zur Korpsartillerie und endlich zwei ganz schwere brocken, 62 cm Mörser.

Der Zeiger rückte immer weiter vor, war es denn überhaupt zu glauben, dass nun der Grossangriff beginnen sollte? Drüben in der russischen Festung spielte bis 2 Uhr nachts Musik und sangen die Soldaten. Während wir uns das Schussfeld für unsere Maschinengewehre freimachten, patrouillierte drüben ahnungslos der russische Posten. 2.30 Uhr.

Der Morgen beginnt bereits zu dämmern, kein Soldat findet Schlaf, geduckt liegen die ersten Stosstruppen an ihren Schlauchbooten.

3. Uhr. Unheimliche Ruhe liegt über den Wassern des Bug. Deutlich, ich die Eisenbahnbrücke zu erkennen. Meine Augen spähen hinüber, meine Gedanken aber sind bei meinen Kameraden, L1 Zumpe. Er hat die große Aufgabe, im Handstreich die Brücke zu nehmen und sie unversehrt in unsere Hände zu bringen.

3.10 Uhr. Fünf Minuten noch. Ich liege mit meinem Melder in der Mitte des Zuges, ruhig hämmert das Blut in den Adern, ein letzter Gedanke noch an die Heimat und an den Blick vorwärts.

3.14 und ½ Minute. Von weitem hört man ein bekanntes Zischen, es kommt immer näher, ein Donner, da die erste Granate heult heran und dann ist die Hölle los. Ja, hat es denn dieses erzittern der ganzen Erde überhaupt noch etwas mit Menschenhand zu tun. Die Erde bebt, der Himmel brennt! Ich mache einen Blick nach der Eisenbahnbrücke, die ersten Sturmsoldaten sind bereits drüben und – die Brücke steht. Ein Trommelfeuer im wahrsten Sinn des Wortes rast auf die Feste Brest. Maschinengewehre schießen was sie können und mitten in diesem Feuerzauber übersetzen um 3.19 Uhr die ersten Sturmtruppen mit ihren Schlauchbooten. Fahlgrau heben sie sich vom Wasser. Mein Zug schießt was nur die Läufe halten. Die ersten Boote kommen zurück und schon springe ich mit meinen Leuten hinein. In wenigen Sekunden sind wir am gegenüberliegenden Ufer. In der nächsten Entfernung schlägt die Artillerie, die eigene, ein noch immer hält schwerstes Trommelfeuer

an. Da, auf einmal entfernt sich das eigene Artilleriefeuer. Nun ist für uns Infanteristen die Stunde gekommen, nun heißt es den Sturmriemen fester binden und vorwärts.

Schon stehen wir am Eingang der Festung. Da und dort scheint der Russe erwacht zu sein. Entschlossene Männer, Offiziere oder Feldwebel sammeln um sich die Männer und nun beginnt der Kampf. Was da an Heldenmut und Tapferkeit gezeigt wurde, kann nicht geschildert werden. Mit Handgranaten und Sprengladungen wurden Tore gesprengt. Zivilisten und Soldaten kamen händierend auf uns zu, doch da und dort lebte das Feindfeuer auf und verstärkte sich immer mehr. Schon gab es bei uns die ersten Verwundeten und Gefallenen. Aber immer vorwärts, nur weiter durch diese Hölle. Da fiel ein Kamerad, dort schoss der Russe aus nächster Entfernung. Nur nicht denken, immer weiter. Aus den Befestigungsanlagen kam besonders heftiges Feuer. Und, auf einmal Panzer. Schnell mit Panzermunition geladen und eh die Kolosse auf uns zukamen, brannten sie. Dort ein Geschütz, ein Paktgeschütz; ich schieße den Schützen dahinter ab, der nächste springt ran, feuert, die Granate schlägt 2 m vor mir in den Boden. Da, der Feind schießt auch auf der anderen Seite. Eingeschlossen? Nein! Wir kämpfen eben nach zwei Seiten.

Lauter fremde Soldatengesichter habe ich um mich, nur wenige eigene Leute bei mir. Schon ahne ich, dass viel kostbares, deutsches Blut den Boden der Festung trinkt.

Endlich, nach dreistündigem Kampf sind wir durch die Festung mit Teilen durch und an der Bahnlinie ostwärts angelangt. Das erste Halten und die erste Bilanz. Ein erschütternder Augenblick, in dem dieser und jener den Tod des Kameraden meldet:

Der Bataillonskommandeur gefallen, mit ihm mein Kompanieführer. Ich übernehme sofort die Führung der Kompanie. Meine tapfersten sind am Schlachtfeld geblieben. Aber jetzt gilt es handeln, schon

fährt eine russischer Panzer der Strasse entlang und schießt die Böschung herunter. Also, schnell mit den Teilen des Bataillons eingraben und sich nach allen Seiten verteidigen. Vor uns liegt die offene Stadt, Spähtrupps gehen bereits gegen die und erkunden, ob die Stadt feindfrei ist.